

GUNNAR SCHMIDT

Sprachlust Sprachschmerz

Fragmente einer Pathologie der Sprache

VERLAG TURIA + KANT
WIEN-BERLIN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic Information published by
Die Deutsche Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the
Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data is
available in the internet at <http://dnb.ddb.de>.

ISBN 978-3-98514-046-6

© Verlag Turia + Kant, Wien 2022

VERLAG TURIA + KANT
A-1010 Wien, Schottengasse 3A/5/DG1
Büro Berlin: D-10827 Berlin, Crellestraße 14
info@turia.at | www.turia.at

Inhalt

Für eine Pathologie der Sprache	7
Sprachtraum	15
Virginia Woolfs Seinsmomente	30
Zwang	47
Verlauten	53
Lalulā à la Lalangue	62
Lalangue	62
Paul Hatvanis Spracherotik	62
Christian Morgensterns Lalulā	66
Jacques Lacans Lalangue	72
Luftworte.	84
Dialog	88
Die Sinnlichkeit des Sprachbaus	99
Wilhelm von Humboldts Sprachutopie	99
Thomas Manns Wortlust.	112
Lewis Carrolls Sprache der Angst	126
Passion.	143
Klagen	148
Beichten.	157
Die Botschaft der Schrift	163
Die Schönheit des Signals	163
Der verkörperte Buchstabe	171
Trost.	178

Die Utopie des Ursprungs	184
Jean-Jacques Rousseaus Ursprungsmythos	184
Roland Barthes' Rousseauismus	196
In den Rücken sprechen	212
Abbildungsnachweise.....	220

Für eine Pathologie der Sprache

Sprechen, schreiben, lesen – von Sprache umgeben, umhüllt, eingenommen leben wir in symbolischer Selbstverständlichkeit, ohne dass uns dieses Chimärendasein zwischen Natur und Kultur, Leib und Geist zu Bewusstsein kommt. Da mühelos verfügbar vollzieht sich Sprache im Modus der Unauffälligkeit, was selten zu der Frage verleitet, ob wir sie beherrschen oder von ihr beherrscht werden.

Es braucht den distanzierten analytischen Blick des Sprachwissenschaftlers, um das in der Offenheit Verdeckte als Wirklichkeit zu benennen. Berühmt ist Roman Jakobsons Sprachmodell, demzufolge sechs Funktionen notwendig sind, um mit Wörtern und Sätzen Kommunikation bewerkstelligen zu können. Ein Ich gibt nicht nur Auskunft über einen sachlichen oder gedanklichen Inhalt (referentielle Funktion), es liefert sich auch aus, indem es seine Gefühle und Empfindungen im Hinblick auf die Inhalte preisgibt (emotive Funktion). Dieses Ich muss dabei, um in der Kontaktbemühung erfolgreich zu sein, den Empfänger mit ausgewählten Formeln zu adressieren wissen (appellative Funktion). Da jedoch nicht immer klar ist, ob der Übermittlungskanal störungsfrei funktioniert, kann es nötig sein, Aufmerksamkeitssignale zu senden (phatische Funktion). Treffen mitteilungswilliger Sender und aufnahmebereiter Empfänger aufeinander, so kann es dennoch zu Verständnisproblemen aufgrund von Unklarheit im verwendeten Code kommen. In diesem Fall müssen beide

Akteure zur Reflexion über ihre Sprachverwendung befähigt sein (metasprachliche Funktion). Die letzte Funktion, die poetische, betrifft die ausgestellte Gemachtheit einer Formulierung, die als ästhetische Besonderheit die Aufmerksamkeit auf sich selbst lenkt. Durch auffällige Rhythmisierung, klangliche Komposition oder bewussten Regelverstoß auf grammatischer oder Wortbildungsebene werden Eindrücklichkeit, Polysemie und Musikalität der Sprache erzeugt.¹

Das Jakobson'sche Modell wird einleitend angeführt, weil es einen weitgehenden Konsens über den Werkzeugcharakter der Sprache systematisiert zum Ausdruck bringt. Der vorliegende Versuch über Sprachlust und Sprachschmerz vollzieht einen Schnitt am System und deutet auf eine Leerstelle im Modellbau der Kommunikationstheorie. Zwar mag Sprache zuvorderst Medium sein; in Sondersituationen kann jedoch eine Umwidmung stattfinden. Sprache wird zu einem Objekt, das auf nicht immer durchschaubare Weise in einem Zwischenbereich von Sinn und Sinnlichkeit situiert ist. Nicht, was Sprache transportiert, was ihr intentional zugerechnet wird, was sie rhetorisch bewirken soll und nicht einmal künstlerische Ambitionen auf Erneuerung oder Dekonstruktion stehen zur Debatte, sondern eine ihr inhärente Wirkkraft, die kaum zähmbar ist. Wo Sprache zur Lust oder zur Qual wird, dort verliert sie ihren Werkzeugcharakter, gerät sie in einen Zustand, wo das Verfügen und der Verlust der

¹ Roman Jakobson: Linguistik und Poetik, in: ders.: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971, Frankfurt a. M. 1979, S. 84–121.

Verfügbarmacht auf das Engste beieinanderliegen. Im Moment des Einbrennens eines Wortes, eines Satzgefüges oder eines Sprachklanges wird der Sprachbetroffene in den poetischen Ausnahmezustand verstetzt und sich seiner Verschmolzenheit mit Sprache bewusst. In einem Wort kann etwas Vor-Wörtliches enthalten sein, das erspürt werden kann, jedoch nur schwer zu fassen ist.

Die Begriffsbildungen *Sprachlust* und *Sprachschmerz* zeugen von dem Zusammenspiel aus Repräsentation, psychischer Erregbarkeit und Leiblichkeit. Dass es eine Verbindung zwischen Soma und Sema gäbe, ist allerdings nicht unmittelbar einsehbar, weswegen beide Wörter zuvorderst als Metaphern anzusehen sind. Lust und Schmerz werden gemeinhin als leibliche Sinnesgaben erfahren. Übertragen auf symbolische Aktivitäten stellt sich die Frage, was das Organ der Lust- und Unlustempfindung sein kann. Begriffe wie Kunstgenuss oder Leselust deuten an, dass Menschen befähigt sind, leichte Formen der Entrückung vom Alltäglichen zu erleben, wiewohl eine Auskunft darüber, welche Instanzen dabei im Spiel sind, kaum zu erwarten ist.

Dass Sprachlust und Sprachschmerz nicht in der metaphorischen Kondition aufgehen, die Sinnliches verunsinnlicht, sondern tatsächlich Verbindung zur Leiblichkeit halten, kommt in einer einprägsamen Formulierung Hugo von Hofmannsthals zum Ausdruck. In dem Sprachkrisen-text »Brief des Lord Chandos« erstattet der fiktive Briefschreiber – paradoxerweise in ausgesprochener Hochstil-lage – Bericht vom Verfall seiner Wortbefähigung (»die

Worte zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze²⁾, der ihn an die Grenze der Psychose führt. Zuvor jedoch gibt er auch Auskunft über die euphorischen Zeiten seiner literarischen Projekte. Dazu heißt es im Text: »Ich entsinne mich dieses Planes. Es lag ihm ich weiß nicht welche sinnliche und geistige Lust zugrunde [...].«³ Das Bekenntnis, nicht zu wissen, was es mit der Lust zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit auf sich habe, geht mit der Idee einher, dass es eine »große Einheit« aus »geistiger und körperlicher Welt« gäbe.⁴

Hofmannsthal formuliert etwas, das sich als Problem durch die vorliegenden Texte ziehen wird, mal explizit, mal implizit: Es gibt eine verspürte Gewissheit bezüglich des Leidenschaftsgrundes der Sprache, von dem man allerdings kein geschlossenes Vorstellungsbild zu liefern vermag. Die »poetische Funktion« im Modell Jakobsons deutet eine Denkrichtung an, die vor allem von der Psychoanalyse verfolgt wurde. Jakobson, geschult an der Avantgarde-Literatur, hebt mit dieser Funktion die materielle Gegebenheit des Sprachzeichens hervor. Worauf er nicht fokussiert, ist die Dimension des Konsums des verdinglichten Sprachzeichens. Es stellt sich unweigerlich die Frage, ob auf Nutzerseite eine Entsprechung zu finden ist, eine sinnliche Einlassung auf das Objekt.

² Hugo von Hofmannsthal, Hugo: Ein Brief, in: ders.: Gesammelte Werke. Erzählungen, erfundene Gespräche und Briefe, Reisen, Frankfurt a. M., S. 461–472, hier: S. 465.

³ Ebd., S. 463.

⁴ Ebd., S. 464.

Kann man sagen, dass man sich in ein Wort verliebt, es begehrt oder es zu hassen beginnt? Ich erinnere mich an eine amerikanische Austauschstudentin, die mit mir auf dem gleichen Flur des Studentenwohnheims lebte. Bei einem Gespräch, das wir auf Englisch führten, benutzte ich das Wort *cushion*, woraufhin meine Gesprächspartnerin in lautes Entzücken und Lachen verfiel. Ich würde das Wort »so cute« aussprechen und sollte es bitte wiederholen. Bei bald jedem Zusammentreffen erbat sie sich dieses Wort von mir und verfiel stets in Rührung und in eine kleine Ekstase. Der Wortinhalt war vollkommen unerheblich; was genau meine Performance in ihr anrührte und ihr einen Schauer des Wohlseins vermittelte, war wohl auch ihr uneinsichtig.

Das Leibliche findet aber auch auf der Seite des Sprechers statt. Unbeobachtet, weil unterhalb der Erfahrungsschwelle angesiedelt, ist der triviale wie bedeutsame Umstand, dass die Wörter in der Höhle des Mundes geformt und gleichzeitig die Stimmbänder in Schwingung versetzt werden. Ohne orale Lust und ohne vibrierenden Körper würden wir nicht sprechen, würden wir Staub im Mund haben, wäre der Resonanzraum in Brust und Kopf klanglos, leblos. Hofmannsthals wortreiche Darlegung des Krankheitsbildes der Entkopplung von Sprache und Existenz zeigt wie in einem Brennglas, was in der Normalität statthat: Immer klebt ein Rest Körper an der Sprache.

Ein allbekanntes sprachpathologisches Phänomen illustriert diesen Zusammenhang recht drastisch. Das Stottern reißt am Körper und stellt ihn geradezu aus, was dazu führen kann, dass das Gehör nicht mehr der Sprache lauscht, sich vielmehr fasziniert dem reinen Klang aus-